

Philip Gwynne Jones

ro
ro
ro

ENEZIANISCHE
VERGELTUNG

KRIMINALROMAN



Philip Gwynne Jones

Venezianische Vergeltung

Kriminalroman

Aus dem Englischen von Birgit Salzmann

Über dieses Buch

Wahre Kunst liegt im Tode des Betrachters ...

Auch wenn Nathan Sutherlands Job als britischer Honorarkonsul in Venedig auf den ersten Blick nicht der aufregendste ist, so erweist er sich auf den zweiten doch als überraschend blutig! Als Nathan auf die Biennale eingeladen wird, vermutet er zunächst nichts Böses. Die Chance auf Trubel und Gratisgetränke lässt er sich nicht entgehen. Doch während Nathan sich unter die Gäste mischt und sich über moderne Kunst wundert, kommt es zu einem dramatischen Vorfall: Ein Kunstkritiker wird von der Glaskonstruktion eines britischen Künstlers enthauptet. Ein Unfall oder geplanter Mord? In der Tasche des Opfers findet sich eine Postkarte mit einem Kunstwerk von Artemisia Gentileschi: Judith enthauptet Holofernes. Nathan glaubt nicht an Zufälle und tatsächlich: Es bleibt nicht bei einer Postkarte und auch nicht bei einer Leiche. Dann bekommt Nathan selbst eine Karte, die ein Bild vom Sensenmann zeigt ...

Der 2. Band um den charmanten britischen Honorarkonsul aus Venedig.

«Knorrige Charaktere, launige Dialoge und britischer Humor sind kennzeichnend für den unterhaltsamen Roman. Aber der

Star ist unbestritten die Lagunenstadt, die der Waliser mit großer Liebe zu ihrer kunstgeschichtlichen Einmaligkeit beschreibt.» (*Frankfurter Neue Presse über «Das venezianische Spiel», Band eins der Serie*)

Vita

Philip Gwynne Jones stammt aus Wales, lebt aber seit 2011 mit seiner Frau Caroline in Venedig, wo er anfangs, als Lehrer und Übersetzer zu arbeiten. Inzwischen schreibt er Romane, in denen seine Liebe zu Venedig deutlich mitschwingt. Er liebt die italienische Küche, Kunst, klassische Musik und die Oper, und bisweilen singt er als Bass bei den Cantori Veneziani und dem Ensemble Vocale di Venezia.

Birgit Salzmann studierte Deutsche Sprache und Literatur, Anglistik und Romanistik und übersetzt englischsprachige Literatur ins Deutsche. Nach Venedig zieht es sie seit über 25 Jahren immer wieder. Sie lebt mit ihrer Familie in Marburg.

Für Caroline, in Liebe.



Vernissage [vɛrnɪ'sa:ʒə]

von französisch vernir = lackieren, firnissen;

vernis = Lack, Firnis

1. Ursprünglich: Firnistag. Der Tag vor der Eröffnung einer Kunstausstellung, an dem der Künstler seine Gemälde endgültig fertigstellte, indem er eine Schicht Firnis auftrug.

2. Heute: Feierlicher Empfang für geladene Gäste, bevor die Ausstellung eines Künstlers offiziell für das Publikum geöffnet wird.

Gramsci sprang von seinem Platz vor dem Fenster, stolzierte über den Schreibtisch und ließ sich auf meiner Tastatur nieder. Er stupste mich gegen die Brust und maunzte zufrieden. *Da staunst du, bin ich nicht ein toller Kater?*

Ich sah zuerst ihn und danach den Bildschirm an, der sich jetzt mit einer langen Reihe t füllte. Dann schob ich ihn weg und legte so lange den Finger auf die Rücktaste, bis alles wieder gelöscht war.

«Hör zu, ich weiß, es ist nicht gerade das Beste, was ich je geschrieben habe.» Ich scrollte zum Textanfang zurück und las mein Werk noch einmal. Gramsci sprang auf die Schreibtischstuhllehne, um mir über die Schulter zu schauen. Am Seitenende angekommen, drehte ich mich zu ihm um. «Ehrlich gesagt verstehe ich wahrscheinlich genauso wenig hiervon wie du.»

Ich warf einen Blick auf die Uhr. Die Zeit lief mir davon. Nachdem ich viel zu spät aufgestanden war, hatte ich schon den Großteil des Tages vertrödelt. Ich hatte mit einem leichten Kater zu kämpfen (nicht Gramsci) und geriet langsam mit meiner Arbeit in Rückstand, aber diese Übersetzung musste heute auf jeden Fall noch fertig werden.

Jahre, die auf ungerade Ziffern endeten, waren immer gut fürs Geschäft. Fast jede freie Ecke in der Stadt wurde als Ausstellungsort für die Kunstbiennale genutzt, und sämtliche Aussteller brauchten jemanden, der ihnen etwas ins Englische übersetzte. Allein mit den Übersetzungen aus dem Spanischen, Italienischen und Französischen hätte ich für die nächsten Monate locker ausgesorgt.

Gramsci sprang von der Stuhllehne und setzte sich schließlich vor den Lüfter. Dort saß er oft. Keine Ahnung, warum, denn es gefiel ihm nicht. Wie immer hielt er es zwei Sekunden aus, dann lief er wieder über meine Tastatur. Seufzend betrachtete ich, was er angerichtet hatte, während er neben dem Bildschirm saß und mich erwartungsvoll ansah.

Ich nickte. «Weißt du, vielleicht liegst du gar nicht so falsch.» Ich las den Rest meiner Übersetzung durch. «Eigentlich ergibt es genauso viel Sinn wie alles andere, was da steht. Mir scheint, du wirst immer besser.» Als ich ihn hinter den Ohren kraulte, ließ er es sogar einen Moment lang zu, bevor er nach mir schnappte. Mit den Jahren wurde er sentimental.

Während ich den Text noch einmal durchlas, fiel es mir schwer, mit dem Blick nicht von den Worten zu gleiten. Meinen Worten. Oder zumindest meiner Übersetzung von José Rafael Villanuevas Worten. Auf gewisse Weise ergaben sie Sinn, indem sie erkennbare Sätze und Absätze bildeten, aber ihre Bedeutung – und irgendeine Bedeutung hatten sie sicher – erschloss sich mir nicht. Dabei hatte ich dieses Geschreibsel doch verfasst. Wer sonst sollte daraus schlau werden?

Ich seufzte. Wie viele solcher Texte hatte ich in den vergangenen Monaten wohl fabriziert? Natürlich war ich dankbar für den Berg Arbeit, trotzdem überkam mich langsam das Gefühl, je zahlreicher die Übersetzungen waren, die ich anfertigte, umso mehr verlernte ich meine eigene Muttersprache.

Erst nach dem Ausdrucken merkte ich, dass ich vergessen hatte, Gramscis Buchstabensalat zu entfernen. Einen Moment lang schwebte mein Finger über der Rücktaste, dann entschied ich mich anders. Ich würde es so lassen. Mal sehen, ob es irgendwem auffiel.

Früher einmal hatte ich die Biennale von Venedig geliebt, diese großartige Ausstellung zeitgenössischer Kunst, die (abgesehen von ein paar kurzen Unterbrechungen aus stets unerfreulichen Gründen) schon seit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts regelmäßig stattfand. Alle zwei Jahre fanden die Berühmten und die weniger Berühmten, die Talentierten und die weniger Talentierten der Kunstwelt ihren Weg in die dreißig nationalen Pavillons in den Giardini und zu den Ausstellungsflächen in den großen Hallen am Arsenal. Für diejenigen, die dort keinen Platz bekamen, wurde außerdem fast jeder leerstehende Palazzo in einen Länderpavillon umfunktioniert. Lange schon ungenutzte Kirchen wurden wieder geöffnet, um Kunst darin zu präsentieren. Und auch viele der noch genutzten profitierten von dem Geld, das in die Stadt floss, indem sie Künstlern Raum für ihre Präsentationen boten; vorausgesetzt natürlich, ihr Werk war pietätvoll genug.

Zwischen Mai und September lebte die Stadt praktisch von nichts anderem als von zeitgenössischer Kunst.

All das hatte mich anfangs in Begeisterung versetzt. Als ich vor zehn Jahren zum ersten Mal nach Venedig gekommen war, hatte ich meinen kompletten Urlaub damit verbracht, wie vom Stendhal-Syndrom berauscht von Pavillon zu Palazzo zu Kirche zu ziehen. Natürlich gab es nicht nur Meisterwerke zu bestaunen. Mit der Zeit hatte ich die Faustformel entwickelt, dass ungefähr neunzig Prozent der Ausstellungen sich nicht lohnten. blieb immer noch ein beträchtlicher Rest, der zumindest ziemlich gut war. Und die Chance, wie klein auch immer, dass jeder nicht besuchte Ort etwas absolut Geniales verbergen könnte, trieb mich an.

Irgendwann wurde das Ganze Teil meines Jobs, und alles änderte sich. Jeden Tag hatte ich nun das Gefühl, in einem Meer aus unverständlichem Geschwafel zu ertrinken. Jedes Jahr schien ich mehr zu schreiben und weniger anzuschauen. Alles erschien mir fade und schon mal dagewesen. Und wenn ich einmal die Giardini oder das Arsenal besuchte, überkam mich unweigerlich das dringende Bedürfnis, in eine nahegelegene Kirche zu gehen und einen Tizian oder Tintoretto zu betrachten. Selbst Palma il Giovane wirkte manchmal wie eine wohltuende Abwechslung. Vielleicht war die ganze Übersetzerei daran schuld. Womöglich lag es aber auch daran, dass ich inzwischen einfach älter war.

Es klingelte an der Haustür. Federica natürlich. Ich öffnete ihr. Sie kam herauf. Kuss und Umarmung.

«Und, hattet ihr gestern einen netten Abend, Dario und du?»

«Woher weißt du, dass ich mich mit Dario getroffen habe?»

Sie deutete Richtung Küche. «Ein leerer Pizzakarton und eine Bierflasche. Pizza gibt's bei dir inzwischen nur noch nach einer Kneipentour mit Dario. Außerdem», und dabei zuckte sie kaum merklich zusammen, «Blue Öyster Cult in der Anlage. Die hörst du auch nur dann.»

«Bloß, weil du mich nicht lässt. Aber sonst gut kombiniert, *dottorressa*. Sonst noch was?»

«Na ja, du hast mich um Viertel nach eins angerufen, um mir zu sagen, wie sehr du mich liebst.»

«Ach.»

«Ach.»

Verlegenes Schweigen. Ich kratzte mich am Kopf. «Ja. Ja, jetzt, wo du es erwähnst, fällt's mir wieder ein.»

«Wie schön. Das will ich auch hoffen.»

«Musstest du heute etwa früh raus?»

«Ja. Wie ich dir gestern Abend schon sagte.»

«Oh, sorry. Tut mir leid, das war mir irgendwie entfallen. Bist du wieder in der Frarikirche gewesen?»

«Ja.»

«Auf diesem Gerüst? Ganz oben?»

«Genau.»

«Auf diesem Ding, für das man gut ausgeschlafen sein sollte?»

«Du sagst es.»

Ich nickte. «Verzeih mir.» Ich schenkte ihr ein möglichst entwaffnendes Lächeln. «Aber irgendwie cool war die Aktion schon, oder?»

Sie schüttelte den Kopf. «Nein. Überhaupt nicht cool», antwortete sie. Dann gab sie es auf, ernst wirken zu wollen, und strich mir lächelnd über die Wange. «Aber es war lieb.» Ihr Blick wanderte zum Schreibtisch. Gramsci, offensichtlich in Sorge, meine Unterlagen könnten vom Lüfter weggeweht werden, hatte beschlossen, sich nützlich zu machen, und sich auf den Stapel gesetzt. «Wie läuft's?»

«Viel zu tun. Arbeit über Arbeit. Und das Zeug ist kein Zuckerschlecken.»

«Ich weiß. Es ist ja nur für ein paar Monate. Und es bringt gutes Geld.»

«Stimmt. Wenn das so weitergeht, muss ich sogar Angebote ablehnen. Aber es macht nicht wirklich Spaß.»

Sie zog die Nase kraus. «Ach, komm schon. Es ist doch sicher besser als – was hast du zuletzt übersetzt? – ein Bratpfannenkatalog.»

«Bratpfannen sind eine feine Sache. Sehr nützlich. Ich hab sogar ein paar gekauft. Im Prinzip habe ich das Geld, das ich mit der Übersetzung verdient habe, sofort wieder ausgegeben, um diese verdammten Dinger zu bezahlen. Aber das da», ich deutete auf Gramsci und seinen Papierstapel, «dieser ganze überkandidelte Kunstkram macht mich ganz kirre.»

«Denk an das Geld, *tesoro*. Wenn du es hinter dir hast, kannst du einen oder zwei Monate freinehmen. Vielleicht

könnten wir sogar verreisen? Und sag nicht überkandidelt, das klingt, als wärst du ein Banause. Und das bist du nicht.»

«Es will mir einfach nicht in den Schädel. Ich habe einen unverständlichen spanischen Text bekommen und einen unverständlichen englischen Text daraus gemacht. Hier, sieh dir das an.» Ich schubste Gramsci von seinem Blätterstapel, nahm Mr. Villanuevas Ausführung und gab sie ihr.

Sie las ein paar Minuten. «Ah, es geht um Chávez und die Revolution.»

«Es ist der venezolanische Pavillon. Da geht es immer um Chávez und die Revolution. Aber erkennst du irgendeinen Sinn darin?»

Sie las weiter. ««... somit stellt José Rafael Villanuevas Installation einen Bezug zur klassischen marxistischen Theorie der historischen Unvermeidbarkeit her und bildet zugleich das neue Paradigma einer postkolonialen Gesellschaft. Der dialektische Materialismus ist tot. Lang lebe bningydega.»» Sie runzelte die Stirn. «Was ist bningydega?»

Ich grinste. «Das stammt von Gramsci. Ich glaub, ich lass es drin.»

«Das machst du nicht!»

«Komm schon, er hat – wie sagst du immer? – ‹Position bezogen›. Mir gefällt es ziemlich gut.»

Sie versuchte, mich streng anzusehen, was ihr wieder missglückte, und fing an zu lachen. «Na schön. Es ist witzig. Aber stehen lassen kannst du es nicht. Das hier ist dein Job.

Und, wie heißt dein Freund noch mal, der Konsul von Venezuela?»

«Enrico.»

«Enrico. Er ist doch so was wie ein Freund, oder? Wenn das so rausgeht, kriegt er vielleicht Ärger.»

Ich seufzte: «Du hast ja recht.» Ich setzte mich hin und schob Gramsci weg. Dann änderte ich das Wort «bningydega» in «der dialektische Materialismus» und druckte das Ganze noch mal aus. «Ich schicke ihm später eine Kopie, dann kann er ein paar Infoblätter für morgen machen lassen, wenn er will.»

Ich fuhr den Computer herunter. «Und das wär's dann für heute.»

«Großartig. Was unternehmen wir jetzt?»

«Ich dachte, wir könnten auf einen Negroni runter zu den Brasilianern gehen. Und dann koche ich Abendessen.»

«Perfekt. Was gibt's?»

«Also, eigentlich sollte es Fisch geben, aber, na ja, ich hab's nicht mehr rechtzeitig zum Markt geschafft. Ein paar Auberginen und ein paar Paprikaschoten hätte ich noch da. Und Tomaten. Das beste Nudelgericht aller Zeiten?» Ich ging in die Küche und stellte den Backofen an. «Wenn ich die Paprika jetzt auf niedrigster Stufe reinschiebe, sollten sie fertig geröstet sein, wenn wir zurückkommen. Ohne dass wir dabei die Bude abfackeln. Es sei denn, aus dem einen Negroni werden mehrere, aber dafür sind wir wohl langsam zu alt.»

Sie lächelte. «Du vielleicht.» Dann zog sie mich an sich und gab mir einen Kuss. «Ich liebe dich übrigens auch.»

Eduardo schob Federicas Drink über den Tresen und wollte gerade dasselbe mit meinem tun. Doch dann hielt er kurz inne, legte den Kopf zur Seite und musterte mich von oben bis unten.

«Er sieht gut aus, weißt du das?», wandte er sich an Federica. Sie lächelte. «Ja, er hat sich ziemlich gemacht.»

«Der Unterschied ist nicht zu übersehen. Er sieht aus wie neugeboren.»

«Na ja, er kocht wieder anständig. Das hilft bestimmt.»

«Nicht nur das. Er kommt auch kaum noch zum Frühstück. Und diese wilden Negroni-Abende ... na ja, ich weiß sowieso nicht, ob es die in Zukunft noch geben wird. Ehrlich gesagt, die Umsätze sind mies. Vielleicht muss ich verkaufen.»

«Das kannst du nicht machen. Du bist praktisch ein Beichtvater für ihn.»

Ich wedelte mit der Hand vor ihnen herum. «Hallo, ich bin noch da, wisst ihr? Und zufällig besitze ich einen Kater, dem ich meine unzähligen Sünden beichten kann.»

Ed schob mir meinen Drink herüber. «Also schuftest du immer noch fleißig für die Biennale, Nat?»

«Jep. Und das wahrscheinlich noch die nächsten paar Monate. Die Arbeit für die nationalen Pavillons ist zwar erledigt, aber es gibt immer noch ein bisschen was für kleinere Ausstellungen und unabhängige Präsentationen zu tun. Die zahlen zwar nicht so viel, aber es ist trotzdem die Mühe wert.»

«Und wie steht's mit Einladungen? Eröffnungen? Promis treffen – und so?»

«Morgen Vormittag. Britischer Pavillon in den Giardini. Da laufen einige große Nummern auf. Journalisten, Kritiker, der britische Botschafter reist aus Rom an. Der Kurator der Biennale schaut wahrscheinlich auch vorbei, wie war noch mal sein Name?», wandte ich mich an Federica.

«Scarpa. Vincenzo Scarpa.»

Ed schüttelte den Kopf. «Noch nie gehört.»

«Ich auch nicht», sagte ich.

Federica nippte an ihrem Drink. «Kluger Mann. Die Klugheit in Person, könnte man sagen. Außerdem der unverschämteste Kerl ganz Italiens.»

«Donnerwetter», antworteten Eduardo und ich wie aus einem Mund.

«Bist du ihm mal begegnet?», fragte ich.

«Einmal. Bei einer Ausstellungseröffnung vor fünf Jahren. Er war so gnädig, mir ungefähr dreißig Sekunden seiner kostbaren Zeit zu widmen.»

«Du mochtest ihn also nicht?»

«Wisst ihr, es gibt zwei Sorten von Menschen. Diejenigen, die Vincenzo Scarpa hassen, und diejenigen, die ihn noch nicht kennengelernt haben. Ach, und seine Mutter vermutlich.»

«Du lieber Himmel. Das verdirbt mir ja die ganze Vorfreude.»

Sie zuckte mit den Schultern. «Mach dir keine Gedanken. Wahrscheinlich stehen alle großen Pavillons auf seinem Programm. Er wird kurz reinstolzieren, um den Künstler zu

beleidigen, und schon ist er wieder weg. Wahrscheinlich spricht er nicht mal mit dir.»

«Aber ich bin der Honorarkonsul.»

«Der unverschämteste Mann Italiens folgt einem engen Terminplan, Nathan. Wenn er die Chance hat, entweder zu dir oder zum Botschafter unverschämt zu sein, was meinst du wohl, wen er dann wählt?»

Ich machte ein betrübtes Gesicht. «Ich wünschte, du würdest mitkommen. Jetzt habe ich ein bisschen Angst.»

«Keine Zeit, *tesoro*. Warum hast du Dario nicht gefragt?»

«Hab ich.» Sie wollte etwas sagen, aber ich kam ihr zuvor. «Ich habe ihn gefragt, *nachdem* du mir gesagt hattest, dass du beschäftigt bist, okay? Aber wenn er schon frühmorgens nach Venedig reinkommt, dann würde er gern Valentina und Emily mitbringen. Einen Tagesausflug daraus machen.»

«Und du konntest ihnen keine Eintrittskarten besorgen?»

«Emily ist das Problem. Kindern ist der Zutritt streng verboten. Ohne Wenn und Aber.»

«Warum das?», fragte Eduardo.

«Keine Ahnung. Wahrscheinlich gibt's irgendwas furchtbar Unanständiges zu sehen. Hoffe ich zumindest.»

Federica strafte mich mit einem strengen Blick. Ich griff nach meinem Negroni und leerte ihn. Dann sah ich auf die Uhr. «Die Paprika müsste jetzt so weit sein. Lass uns essen gehen. Morgen sehen wir uns wahrscheinlich nicht, Ed.»

Er machte ein trauriges Gesicht. «Du hast mich aber schon noch lieb, Nathan?»

«Das weißt du doch, Ed.»

«Amüsier dich gut!», antwortete er grinsend.

«Ganz bestimmt. Das Beste an der Biennale ist schließlich immer die Vernissage.»

Es wäre schön gewesen, mit dem Wassertaxi vorzufahren. Etwas, das ich in all den Jahren in Venedig noch nie gemacht hatte. Ein gewisses Flair des Extravaganten, Mondänen umgab diese Boote, aber der Spaß kostete leider auch ein Vermögen. Und es konnte leicht passieren, dass man auch noch seinen letzten Cent für das Trinkgeld ausgab. Also würde es, wie immer, auf ein *vaporetto* hinauslaufen. Ich ging zur Haltestelle bei Rialto und stellte fest, dass ich mich mit dem Timing verschätzt hatte.

Die Warteschlange erstreckte sich aus dem *pontile* bis auf die *fondamenta* hinaus. Es war zwar erst Anfang Mai, aber tagsüber wurde es schon ziemlich heiß, und ich hatte keine Lust, während der ganzen Fahrt zu stehen; ohne jedes Lüftchen. Also was tun? Ich könnte einen Kaffee trinken und aufs nächste Boot warten, in der Hoffnung, dann vielleicht der Erste in der Schlange zu sein. Ich sah auf die Uhr. Keine Zeit mehr.

Der für die Aussteigenden vorgesehene Teil des *pontile* war verführerisch leer. Aber auch mit einem «Kein Zugang»-Schild versehen. In diesem Bereich zu warten und einzusteigen, war strikt und unter allen Umständen verboten. Es sei denn, natürlich, man tat es trotzdem. Jeder machte das hin und

wieder. *In Through the Out Door*, wie Led Zeppelin es formuliert hätten. Ich marschierte auf den Anleger, als wäre es die normalste Sache der Welt, und ließ mich auf einer Stahlkiste nieder, die von den *marinai* zum Lagern von Material benutzt wurde. Um mich vor etwaigen vorwurfsvollen Blicken zu schützen, nahm ich meine Zeitung heraus und gab vor zu lesen. Es würde schon gut gehen.

Ging es nicht. Kaum hatte ich mich hingesetzt, ging eine ältere Dame auf mich los. «*Signore! Signore!*»

Ich tat so, als hätte ich sie nicht gehört, und versteckte den Kopf hinter den Fußballergebnissen. «*Signore!* Das Ende der Schlange ist draußen. Sie dürfen hier nicht warten.»

«Tut mir leid», antwortete ich. «Ich bin auf dem Weg zur Arbeit. Es ist wichtig.»

«Ich bin auf dem Weg zum Einkaufen. Das ist auch wichtig. Und ich muss mich setzen.»

Ein anderer meldete sich zu Wort. «Ich bin auch auf dem Weg zur Arbeit. Stellen Sie sich gefälligst hinten an!»

«Hören Sie, hier ist doch Platz für uns alle», startete ich einen letzten verzweifelten Versuch. Ich klopfte neben mich auf die Kiste. «Bitte, setzen Sie sich, *signora*.» Offensichtlich hatte ich den falschen Tag erwischt. Sämtliche vorn Stehenden fingen jetzt an, mich zu beschimpfen. Normalerweise sind Italiener ziemlich gut darin, sich anzuschreien und so zu tun, als würden sie miteinander streiten, bis sich die Situation nach fünf Minuten plötzlich entspannt und das Problem irgendwie in Luft auflöst. Mir schwante allerdings, dass dies keine dieser

Gelegenheiten war. Als ein bedrohlich bulliger, bärtiger Fischhändler ebenfalls anfang zu protestieren, beschloss ich, den Rückzug anzutreten. Ich faltete meine Zeitung wieder zusammen und marschierte, von spöttischem Beifall begleitet, zurück auf die *fondamenta*.

Schließlich durfte ich als Letzter aufs *vaporetto*, während der *marinaio* außer mir ein paar Nachzügler hineinschob, ähnlich wie die Pendler in Tokio, die noch kurz vor Abfahrt in die U-Bahn gepresst werden. Ich teilte den spärlichen Platz mit dem Rucksack des Touristen neben mir, der die Bitte des *marinaio* ignorierte, ihn abzunehmen und auf den Boden zu stellen; was er vielleicht getan hätte, wäre da nur ein einziger Zentimeter Platz gewesen. Die meisten Passagiere würden hoffentlich bei Zan Zaccharia aussteigen, um zum Markusplatz zu gehen. Bis dahin waren es nur zwanzig Minuten. Ziemlich lange zwanzig Minuten allerdings.

In Venedig zu leben, konnte zuweilen ganz schön anstrengend sein. Manchmal, dachte ich, muss man es schon wirklich wollen.

Das Gedränge ließ tatsächlich ein wenig nach, aber mir war immer noch unangenehm heiß, als wir die Haltestelle am Arsenale erreichten, die letzte vor den Giardini. Ich beschloss auszusteigen. Der Fußmarsch war nicht lang und würde mir vielleicht helfen, ein wenig abzukühlen. Hier an der *riva* hatten zahlreiche der Berühmten und weniger Berühmten ihre Jachten vor Anker liegen, was ihnen erlaubte, den grandiosen

Blick übers *bacino* von San Marco zu genießen, während es den Anwohnern besagten Blick gleichzeitig blockierte.

Nach einem zehnminütigen Spaziergang erreichte ich den Eingang zu den Giardini, dem berühmten Parkgelände, einem der schöneren Vermächtnisse Napoleons an Venedig. Ich lief an den Statuen von Wagner und Verdi vorbei, denen beiden vor ein paar Jahren in einem Akt von Vandalismus die Nasen abgeschlagen worden waren. Nichts deutete darauf hin, dass man sie jemals wieder restaurieren würde. Wahrscheinlich würden die zwei Opern-Titanen des neunzehnten Jahrhunderts für immer und ewig nasenlos auf die Vorbeigehenden herabblicken.

Venedig besitzt nur wenige öffentliche Grünflächen, deshalb fand ich es schon immer schade, dass der Zugang zu einem beträchtlichen Teil des größten Parks der Stadt so lange eingeschränkt wird. Und in den ersten drei Tagen der Biennale, in denen sich während der Preview die Presse unter Künstler, Kuratoren, Sammler und Oligarchen mischte, hat die Öffentlichkeit überhaupt keinen Zutritt. Trotzdem bildete sich jetzt vor dem Eingang eine Mensentraube. Selbst unter den wenigen Auserwählten gab es noch eine Hackordnung.

Ich hatte ein bisschen Zeit gutgemacht, also legte ich einen Zwischenstopp am Paradiso ein, um einen *caffè macchiato* zu trinken. Ich nahm ihn mit nach draußen. Von dort aus konnte ich das gesamte Hafenbecken von San Marco, die Giudecca, die Salute-Kirche und die Einmündung in den Canal Grande überblicken. Wann war ich das letzte Mal hier gewesen? Zur

vorigen Biennale? Ich hatte ganz vergessen, wie majestätisch dieser Anblick war. Es stimmte, um in Venedig zu leben, musste man es wirklich wollen. Und das hier war einer der Gründe dafür.

Ich ging an der immer länger werdenden Menschengänge vorbei und zeigte der Dame am Einlass meinen Ausweis. Sie warf einen kurzen Blick darauf und tippte die Nummer in ihr Mobilgerät. Dann schien sie verwirrt, sah mich noch einmal an und gab die Nummer erneut ein. Das Gerät fing an zu piepsen, während ein nicht gerade vielversprechendes rotes Lämpchen aufblinkte. Sie holte tief Luft. «Das Ding spinnt schon den ganzen Vormittag», sagte sie schließlich und winkte mich durch.

Meine Schritte knirschten im Kies. Der Himmel war klar, die Sonne strahlte und, abgesehen von dem erstickenden Gedränge auf dem *vaporetto*, herrschte genau die richtige Temperatur. So ziemlich die perfekte Zeit des Jahres, um in Venedig zu sein. Und auf jeden Fall die perfekte Zeit, um auf der Biennale zu sein; bevor man sich wirklich etwas angesehen hatte, wenn alles noch unbekannt war, verheißungsvoll, genial womöglich. Ich schmunzelte. Nach der monatelangen Übersetzungsarbeit betrachtete ich das Spektakel mit mehr als nur ein bisschen Zynismus, doch trotz der Oligarchen, der Luxusjachten und der unverständlichen Katalogbeschreibungen besaß das Ganze immer noch eine gewisse Magie. Einige der Pavillons schienen Stereotype der jeweiligen Länder widerzuspiegeln – die klaren, minimalistischen Formen der Schweden und Dänen, der

eigenwillige Modernismus von Alvar Aaltos finnischen Gebäude. Manche waren besonders außergewöhnlich. Der ungarische Pavillon wirkte auf gewisse Weise wie das ungarischste Gebäude, das je entworfen wurde. Die bedauernden Uruguayer hatte man in eine kleine Lagerhalle im hinteren Teil des Parks verbannt. Ich blieb kurz stehen, um Enrico zuzuwinken, der im Gespräch mit ein paar Journalisten vor dem venezolanischen Pavillon stand, einem Fünfzigerjahre-Werk von Carlo Scarpa.

«Nathan, Nathan, warte!» Die Stimme kannte ich. Als ich mich umdrehte, sah ich meinen Freund Gheorghe in kompletter Abendgarderobe den Kiesweg hinter mir herauftraben, ein bisschen overdressed vielleicht. Er lächelte. «Was machst du denn hier?»

«Meet and greet, Gheorghe. Eröffnungstag bei den Briten. Und, na ja, bei allen anderen wohl auch. Und du? Willst du den Rumänen zujubeln?»

«Später vielleicht, Nathan. Erster Arbeitstag.»

«Arbeit? Ich dachte, du trägst immer noch Hunde über Brücken?»

«Stimmt. Aber mittlerweile übernehme ich selbst nicht mehr so viel Beinarbeit. Hab das Ganze ein bisschen outgesourct. Da bleibt mir mehr Zeit für andere Projekte.»

«Großartig. Freut mich für dich, dass es so gut läuft. Und was genau machst du hier?»

«Ich bin ein tanzender Franzose.»

«Du bist was?»

«Ein tanzender Franzose. Gehört zur französischen Installation dieses Jahr. Wir sind zu sechst, alle so aufgetakelt, in Abendklamotten. Und sobald jemand den Pavillon betritt, führen wir um die Leute herum einen kleinen Tanz auf. Ein bisschen Text sprechen wir auch dazu. Es macht Spaß. Komm doch später mal vorbei.»

«Mach ich. Aber, ähm, wieso du? Ich meine, du bist doch gar kein Franzose.»

«Sie konnten nicht genug echte auftreiben, Nathan. Akuter Franzosenmangel angeblich. Also haben sie Leute gesucht, die ganz gut tanzen und einen französischen Akzent nachahmen können.»

«Und da sind sie auf dich gekommen?»

«Glücklicher Zufall, ehrlich gesagt. Ich hab einer jungen Frau ihren Pudel über die Rialtobrücke getragen. Ist ein ganz schönes Stück, da kann man ein bisschen mit den Leuten ins Gespräch kommen. Es stellte sich raus, dass sie für den Kurator arbeitet, und sie meinte, ich sollte mich da mal melden.» Er grinste. «Gut bezahlt wird's auch. Und fast ein halbes Jahr Arbeit.»

«Wie schön. Vielleicht kommst du ja als tanzender Franzose ganz groß raus?»

«Man kann nie wissen. Ist zwar ein gewisser Nischenmarkt, aber das Know-how könnte noch mal nützlich sein.» Ich war mir nie ganz sicher, wann Gheorghe es ernst meinte und wann er scherzte.

«Sie hätten mich anrufen können. Ich spreche Französisch.»

«Bist du denn auch ein guter Tänzer, Nathan?»

«Nicht wegen des Tanzens. Zum Übersetzen.»

Wir schlenderten noch ein bisschen in der Vormittagssonne die Kieswege entlang, bis zu den drei Pavillons von Deutschland, Frankreich und Großbritannien. Alle ein bisschen pompös im Vergleich zu einigen der moderneren, unkonventionelleren Entwürfen, an denen wir zuvor vorbeigekommen waren. Zum Abschied gaben wir uns die Hand. «*Buon lavoro*, Gheorghe.»

«Danke, dir auch.» Er blickte sich um. «Sind so einige Fotografen auf dem Gelände. Vielleicht kommen wir ja beide in die Zeitung?»

«Das wäre nett. Bis später.» Während er sich entfernte, drehte er eine kleine Pirouette, als wäre er bereits in seine Rolle geschlüpft.

Am Eingang zum britischen Pavillon verteilte eine Gruppe junger Leute in vorschriftsmäßigen kunstweltschwarzen T-Shirts Kataloge und Geschenktüten. Ich nahm eine von einer jungen Frau entgegen und sah mich suchend um.

«Kein Prosecco?»

Sie lächelte. «Kein Prosecco. Wurde uns untersagt. Zu gefährlich, angeblich.»

«Gefährlich?» Ich sah auf die Uhr. «Es ist zwar erst halb elf, aber was soll an ein paar Drinks und *ciccheti* denn gefährlich sein?»

Wieder ein Lächeln. «Sie werden schon sehen.»

Da legte sich eine Hand auf meine Schulter. «Sagen Sie bloß – schon wieder eine Beschwerde über die fehlenden Drinks?» Ich drehte mich um. Der Sprecher war ein Mann in ungefähr meinem Alter in dunklem Anzug über einem schwarzen T-Shirt. Er hatte einen spärlichen Dreitagebart und etwas zu lange Haare. Sein Versuch, streng zu schauen, schlug fehl, woraufhin er anfang zu grinsen. «Ich bin Paul Considine. Und es ist meine Schuld, dass es keinen Prosecco gibt.»

«Sie meinen ...?»

«Das ist mein Pavillon. Wobei, das klingt ein bisschen überheblich, nicht wahr? Also, ich bin jedenfalls der Künstler.» Wir schüttelten uns die Hand.

«Nathan Sutherland.»

«Ah, der Herr Botschafter.»

«Nicht ganz so bedeutend. Nur der Honorarkonsul.»

«Das klingt immer noch ziemlich bedeutend. Freut mich, Sie kennenzulernen. Ich hoffe, es gefällt Ihnen. Sagen Sie, leben Sie dauerhaft hier in Venedig?» Gerade als ich antworten wollte, wandte er den Blick ab und sah in eine andere Richtung. «Oje, tut mir leid, mein Agent winkt mich zu sich. Wahrscheinlich befürchtet er, ich könnte meine Rede vergessen, oder so. Ich muss leider los. Wir unterhalten uns später, ja?» Er drückte kurz meinen Arm und eilte davon.

Ich fand es ein bisschen merkwürdig, ohne ein Glas Prosecco in der Hand eine Runde durchs Publikum zu drehen, aber ich gab mir Mühe, es mir nicht anmerken zu lassen. Nach einer Weile entdeckte ich jemanden, der mir irgendwie bekannt

vorkam. Ein eleganter, grauhaariger Herr Ende fünfzig in einem teuren Kamelhaarmantel. Der britische Botschafter. Ich ging zu ihm.

«Guten Morgen. William Maxwell, nehme ich an? Ich bin Nathan Sutherland.»

«Ah, unser berühmter Honorarkonsul. Freut mich, Sie kennenzulernen.»

Eine kräftige, tiefdunkle Stimme, die aus demselben Laden hätte stammen können wie der Kamelhaarmantel. «Ich glaube, wir sind uns noch nicht persönlich begegnet, Nathan. Wie lange leben Sie schon hier?»

«Fast sechs Jahre inzwischen. Zwei davon als Konsul.»

«Das ist die Erklärung. Zur letzten Biennale ist noch mein Vorgänger hergereist. Sie sind ein Glückspilz, wenn Sie hier wohnen. Ich beneide Sie.»

«Na ja, Rom ist sicher auch sehr schön.»

«Oh ja, das ist es. Ein bisschen hektisch allerdings. Es ist herrlich, dem Autoverkehr mal entfliehen zu können. Ich sollte wirklich versuchen, öfter hierherauf zu kommen. Haben Sie viel zu tun?»

«Nicht besonders. Die üblichen Kleinigkeiten. Verschwundene Pässe, kleinere Diebstähle. Etwas wirklich Ernstes passiert eigentlich nie.»

Er zog die Augenbrauen hoch. «Ach, wirklich?»

Ich wusste, was er meinte und schmunzelte. «Sie haben also davon gehört?»